Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Postanstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holands), Auslands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48; und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48; und den Filialen Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostanstalten.
Chef-Redakteur: Arthur Leonhson in Berlin

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochenblatt „ULK“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Zustellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 15 Mk. pro Quartal. — Inserate à Zeile 30 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 20 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 9. **Berlin, Sonnabend, den 6. Januar 1883.** **XII. Jahrgang.**

Wenig — aber mit Liebe.

Zur Zeit der Kontinentalsperre, im Anfang dieses Jahrhunderts, war es üblich, den Zucker nicht in den Kaffee zu werfen, sondern ein kleines Stück in den Mund zu nehmen, um damit auf der Zunge das Gefühl der Süße zu erregen und sie über den bitteren Geschmack des Kaffees zu täuschen. Man fand sich auf diese Weise mit Wenigem ab, und wenn man auch kaum Zucker in den Magen bekam, so war es doch ein Trost, den Kaffee nicht ganz bitter zu trinken. Das alte Verfahren scheint wieder in Aufnahme zu kommen, und die Schaukteuer soll offenbar das Stückchen Zucker vorstellen, welches man der öffentlichen Meinung statt einer ordentlichen Branntweinsteuer in den Mund schieben will. Noch näher aber liegt das Mittel, um sich einer gründlichen Reform der Zuckersteuer zu entziehen.

Die württembergische Regierung soll im Bundesrathe eine Untersuchung beantragt haben, ob bei dem jetzigen Stande der Technik wirklich ein Mißverhältniß zwischen der erhobenen Rübensteuer und der gewährten Ausfuhrvergütigung stattfinde, eine Frage, welche für Niemand mehr eine Frage ist, und im Bundesrath soll man geneigt sein, eine Herabsetzung der Exportvergütigung von 9,40 Mark auf 9 M. pro Centner Rohzucker vorzuschlagen, zu welcher Herabsetzung auch die Zuckerfabrikanten in ihren Blättern ihre Zustimmung erklären. Natürlich soll diese Herabsetzung erst mit der nächstjährigen Zuckerkampagne eintreten, damit bis dahin die zu große Ausfuhrvergütigung noch eingezogen werden könne. Das Verfahren ist durchsichtig genug. An der Möglichkeit, die jetzige nutzbillige Bedürfnissigung auf Kosten der Konsumenten und Steuerzahler in vollem Umfange aufrecht zu erhalten, verzweifelt man und sucht nun auf dem Wege der Verständigung mit den Bevorzugten einen wohlfeilen Ausweg aus dem Dilemma.

Was die beantragte Untersuchung anbetrifft, so weiß man, was bei dergleichen Ermittelungen herauskommt. Es werden einige Zuckerfabrikanten gefragt werden, und diese erklären dann, daß sie in Wirklichkeit nicht zu viel, sondern eigentlich zu wenig Ausfuhrvergütigung erhalten. Die Besteuerung des Rohmaterials ist so unzweckmäßig, daß es auch in der That Fabriken giebt, welche nur mit mäßigem Gewinn arbeiten, während andere gewohnheitsmäßig Dividenden von 100 Prozent vertheilen. Es kommt daher nur darauf an, welche Antworten man sucht, und die Betheiligten werden schon dafür sorgen, daß man die richtigen finde. Soll die jetzige Besteuerungsart beibehalten werden, so kann die Sache nur im großen Ganzen und ohne Rücksicht auf den Einzelnen behandelt werden, und dazu kann jeder Hülfsarbeiter im statistischen Amte die nöthigen Unterlagen innerhalb zwei Stunden liefern. Alljährlich werden die Mengen der verarbeiteten Rüben, des daraus gewonnenen Rohzuckers und der Melasse zusammengestellt, und da diesen Aufstellungen die Angaben der Fabrikanten zu Grunde liegen, so werden sie gewiß nicht nach der den Letzteren schädlichen Seite unrichtig sein.

Wir wollen zeigen, wie leicht die Arbeit ist, indem wir die Rechnung für die neun Jahre von 1871/72 bis 1879/80 im Durchschnitt machen, einer Periode, welche noch vor der allgemeinen Anwendung des Entzuckerungsverfahrens mittelst Strontians liegt und welche die Rübenernten der verschiedensten Qualität einschließt, so daß die angegebenen Rohzuckererträge zwischen 9,30 und 8,15 Prozent im Durchschnitt der einzelnen Jahre schwanken. Es sind in diesen neun Jahren zusammen verarbeitet worden 32,954,277 Tonnen (à 20 Centner) Rüben und daraus gewonnen 2,857,496 Tonnen Rohzucker und 991,791 Tonnen Melasse. Die letztere enthält durchschnittlich 50 Prozent Rohzucker, und von diesem werden jetzt mittelst der Strontianerde ¾—¾ gewonnen. Nehmen wir nur das letztere Verhältniß an, so würden nach heutigem Stande der Technik aus den 991,791 Tonnen Melasse noch 330,597 Tonnen Rohzucker erlangt worden sein und der Gesammtertrag an letzterem würde sich auf 3,188,093 Tonnen stellen, so daß also zu 1 Centner Rohzucker 10,34 Centner Rüben gehört hätten. Die Rübensteuer, à 80 Pfennig pro Centner, würde daher auf den Centner Rohzucker 8,27 Mark betragen haben, und da die Ausfuhrvergütigung von 9,40 Mark für eine Besteuerung des Rohzuckers mit 10 Mark bemessen ist, so wäre sie um 1,73 zu hoch und müßte jetzt auf 7,67 Mark ermäßigt werden. Man sieht, wie wenig eine Reduktion um winzige 40 Pfennig den Verhältnissen entspricht.

Man wird gegen unsere Rechnung einwenden, daß der Durchschnitt weder für die einzelnen Jahre noch für die einzelnen Gegenden und noch weniger für die einzelnen Fabriken maßgebend sei, denn er findet eben das Mittel zwischen den Extremen und diese liegen gleich weit nach beiden Richtungen entfernt; die besten Fabriken unter den günstigsten Verhältnissen hätten gegen den Durchschnitt noch immer einen ungerechtfertigten Vortheil, während die minder begünstigten eine dem Durchschnitt entsprechende Belastung nicht zu tragen vermöchten. Aber dieser Einwand richtet sich nicht gegen die Rechnung, sondern gegen die Besteuerungsart.

Es läßt sich freilich nichts Unzweckmäßigeres denken, als zur Besteuerung des Produktes das Rohmaterial zu belasten, während es doch viel einfacher und im vorliegenden Falle viel bequemer wäre, die Steuer vom Fabrikat direkt zu erheben. Will man aber bei diesem verkehrten System bleiben, so legt man dem Fiskus mit der Annahme des Durchschnitts als Maßstab schon ein Opfer auf, insofern er bei den besseren Fabriken um sein Recht kommt, und man kann ihm zunächst nicht zumuthen, dies Opfer auf alle auszudehnen und sich nach den schlechtesten Fabriken zu richten. Sollen Geschenke auf allgemeine Kosten gemacht werden, so giebt es ärmere Personen, als die Besitzer von Zuckerfabriken, denen man sie zuwenden könnte.

Aehnliche Schwankungen in dem Resultate, wie zwischen den einzelnen Fabriken, kommen auch zwischen den einzelnen Jahrgängen vor, und auch diesen kann man nur mit dem Durchschnitte begegnen. Und deshalb ist die Fabrikatsteuer der einzige Weg zu einer gerechten Besteuerung, weil sie das einzige Mittel ist, die erhobene Steuer mit der Ausfuhrvergütigung in richtige Uebereinstimmung zu bringen. Bis man aber diesen Weg betritt, soll man nicht glauben, den billigen Ansprüchen der öffentlichen Meinung dadurch gerecht zu werden, daß man das Geschenk an die Zuckerfabrikanten nur um ein Viertel verkleinert und zu drei Vierteln ferner gewährt.

Der Haushofmeister.

Erzählung in vier Büchern und drei Bänden

von **Balduin Möllhausen.**

(Schluß.)

„Stiller wurde ich und abgeschlossener, bis endlich kaum noch ein Wort über meine Lippen kam, alle Menschen mir als Feinde erschienen. Da lief mir nach langen Jahren wieder einmal ein kleiner Hund zu. Ich gewann es nicht über mich, ihn zu verjagen, und wiederum schloß das Thier sich an mich an, daß ich meine Lust an ihm hatte und mir gelobte, es mit meinem Leben gegen hinterlistige Angriffe zu vertheidigen. Doch was half meine Wachsamkeit, was mein Sorgen und Drohen? Das Thierchen, welches mir um Berge Goldes nicht feil gewesen wäre, war plötzlich spurlos verschwunden, und zwar so, daß ich den Mörder nicht einmal dafür zur Rechenschaft ziehen konnte. Und doch hatte kein Anderer, als mein Bruder es aus der Welt geschafft, mochte er beim Andenken seiner Eltern beschwören, daß er unschuldig sei. Er spielte mit Eden wie mit seinen Goldstücken — von deren Vorhandensein ich nie etwas erfuhr — wenn er dadurch den kleinsten Gewinn erzielte.

„Ihnen, Herr Frott, theile ich Alles vertrauensvoll mit; keinem Anderen würde ich einen Einblick in jene fluchbelasteten Verhältnisse gestatten; ich theile es Ihnen mit um der guten Worte willen, welche Sie einst an mich richteten, und ich weiß, nachdem ich geendigt habe, werden Sie deshalb nicht schlechter von mir denken.

„Ich schildere nicht, wie er in späteren Jahren mir einen zahmen Vogel tödtete, denn das Maß war ja längst voll, mein Haß gegen ihn konnte nicht mehr glühender werden — doch mag er jetzt ruhen in Frieden; über das Grab hinaus reicht mein Haß nicht. Ich hab' ihm verziehen, und um ihm nicht zu irgend welchem Dank verpflichtet zu sein, schied ich von seinem Vermögen Alles aus — und ich brauchte nur einmal den Ofen mit einem Korb voll Schuldscheinen zu heizen — was nicht nachweislich von meinem Vater herrührte, und mein Vater besaß, wie sich nachträglich herausstellte, sehr viel. Auch er war hartherzig und liebte das Geld über Alles, allein so viel ich weiß und erfuhr, machte er sich keiner treulosen Handlung schuldig, es sei denn, man rechnete ihm an, daß er seinen vor mir verheimlichen Reichthum auch nach seinem Tode noch vergrößert zu haben wünschte und mich deshalb der Gnade meines Bruders überantwortete.

„Lassen wir auch ihn. Ich wollte damit nur erklären, daß ich trotz des Ausscheidens jener Summen — und nicht um mein Leben möchte ich mit den Schuldnern meines Bruders in Verkehr treten — in den Besitz so vieler Tausend Thaler gelangte, daß ich leben könnte, wie eine wohlhabende Bürgersfrau. Seitdem ich aber unabhängig geworden, fühle ich mich nicht minder vereinsamt, sagar noch vereinsamter, als früher. Ich fürchte die Blicke der Menschen — vielleicht aus Gewohnheit — ebenso fürchte ich die Gedanken, die sie an meine Vergangenheit knüpfen. Und doch fühle ich in mir die Fähigkeit, Jemand zugethan zu sein, ihnz zu dienen, für ihn zu sorgen, ihm das Leben zu erleichtern, dankbar zu lauschen seinen Worten, seinen Befehlen. Ich dachte daran, mir ein Kind anzunehmen und es nach besten Kräften zu erziehen; doch wer möchte mir, die selber nicht viel Unterricht genoß, aufwuchs wie ein Grashalm am düsteren Ort, ohne Halt, ohne Belehrung, sein Kind als Eigenthum anvertrauen? Und dennoch darf ich nicht allein bleiben, wenn in meiner Trostlosigkeit über ein verlorenes Dasein nicht Wahnsinn mich ergreifen soll.“

Mit tiefer Theilnahme hatte der Alte den Schilderungen Bertha's gelauscht; mit tiefer Theilnahme ruhten seine Blicke auf der vor ihm sitzenden Gestalt. Dämmerung umhüllte bereits bis zur Unkenntlichkeit ihre Züge, und doch wagte er nicht, ein Licht anzuzünden, besaß er nicht den Muth, ein Wort an sie zu richten. Eine längere Pause verrann in Schweigen, dann nahm Bertha tief aufseufzend ihre Mittheilungen wieder auf:

„Ich bin als genug, um einem rechtschaffenen Manne, wie Sie, gegenüber ohne jeden Rückhalt meine Gedanken offenbaren zu dürfen, geschäftsmäßig, wie einst beim Handel um die alten Waffen, über Dinge zu sprechen, welche ich in meinen jungen Jahren schwerlich über die Lippen gebracht hätte. Und auch jetzt noch würde ich davor zurückbeben, hegte ich nicht die heilige Ueberzeugung, daß mein Vorschlag ein vor Gott und Menschen gerechtfertigter, ein gerechter. Wie oft sagte ich, daß mein Herz erkaltete, starb; und dennoch, das weiß ich, lebt in mir die Kraft zu einer warmen Freundschaft, die Kraft, mich für Jemand, der mir wohlwill, zu opfern.

„Indem ich meine Zukunft ins Auge faßte, indem ich, einem Ertrinkenden ähnlich, mich nach Jemand umsah, an dem ich mich würde halten können, trat die Erinnerung an Sie und Ihre uneigennützige Freundlichkeit stets in den Vordergrund, und das zeitigte meinen Entschluß. Und so frage ich Sie denn, Herr Frott, sie, der Sie vielleicht ebenso vereinsamt dastehen, wie ich; mit ehrlichem Herzen frage ich Sie: Wollen Sie mein natürlicher Beschützer und Herr werden? Wollen Sie mir Ihren Namen geben? Wollen Sie, daß ich für Sie sorge, Ihnen unterthan bin und Ihnen diene, so sprechen Sie das Wort aus, und zum ersten Mal in ihrem Leben wird Ihre Magd dem Himmel danken, daß der Athem lange genug vergönnt geblieben, um dereinst demnoch für der Athem lange genug vergönnt geblieben, um dereinst demnoch sagen zu können: Ich habe nicht umsonst gelebt.

„Ich bin jetzt wohlhabend, sogar sehr wohlhabend; doch was soll ich mit dem vielen Gelde? Mancher würde vielleicht gern den Besitz meines Vermögens antreten und mich mit in den Kauf nehmen — ich lernte ja genug von den Menschen kennen, — allein ich will sicher sein, daß meine Habe nicht mehr zu Spekulationen und wucherischen Geschäften verwendet werde, und vor allen Dingen will ich nur Jemand angehören, dem ich blindlings vertraue, dem ich von Herzen zugethan sein kann.

„Ja, Herr Frott, ich bin bereit, Ihre Frau zu werden, wenn Sie nach Allem, was Sie über mich erfuhren, nach Allem, was sich an den Namen meines unglückseligen Bruders knüpft, sich zu diesem Schritt entschließen können. Wünschen Sie ein kaufmännisches Geschäft einzurichten, Grundbesitz zu erwerben oder in Schweiße Ihres Angesichts Ihr Brod zu essen: mir ist Alles recht. Sehnen Sie sich nach Ihrem alten Gewerbe — ich kenne ja Ihre Vergangenheit — ich folge Ihnen, wohin Sie wollen. Von dem Augenblick an, in welchem Sie mir Ihren Namen geben, kenne ich nur die einzige Aufgabe, Ihnen das Leben mit allen Kräften freundlich und leicht zu gestalten, so daß wir dereinst Beide mit Befriedigung auf die gemeinschaftlich durchlaufene Bahn zurückschauen mögen.

„Antworten Sie jetzt nicht, Herr Frott, überellen Sie sich mit

Politische Tagesübersicht.

Berlin, 6. Januar.

* Der deutschkonservative Antrag auf Einführung obligatorischer Arbeitsbücher scheint Herrn Stöcker sehr unbequem zu sein, da selbst seine christlich-sozialen Arbeiter einsehen, was diese echt-konservative Beglückung für sie zu bedeuten hat. Das „Christlich-soziale Korrespondenzblatt, Bekanntmachungs-Organ für die christlich-soziale Partei“ sagt in seiner diesmöchentlichen Nummer, die Aufregung über jenen Antrag erstrecke sich bis in die Reihen seiner Partei, es sei mehrfach über die Stellung der Partei zu dieser Frage interpellirt worden. Das Blatt weigert sich nun, zu der Frage überhaupt Stellung zu nehmen, weil dieselbe „nicht spruchreif“ sei. Während das Blatt in seiner vorigen Nummer selbst mitgetheilt hatte, die deutschkonservative Fraktion habe den Antrag auf Einführung obligatorischer Arbeitsbücher gestellt, sagt es heute:

„Der betreffende Antrag, der so viel unnützen Staub aufgewirbelt hat, ist unseres Wissens nicht von der deutsch-konservativen Fraktion im Abgeordnetenhause (!), sondern, wenn er überhaupt gestellt ist, nur von einigen Abgeordneten in der Gewerbe-Kommission persönlich gestellt, und, wie es heißt (auch im Original gesperrt gedruckt), dort angenommen worden. Authentische Aufklärung konnten wir nicht erlangen. Die Abgeordneten Hofprediger Stöcker und Professor Wagner haben unseres Wissens jenen Antrag nicht unterzeichnet, sind auch nicht Mitglieder der Gewerbekommission. Die Sache ist noch durchaus unklar und muß das Weitere abgewartet werden.“

Es folgen dann heftige Angriffe auf Dr. Max Hirsch, die so gesetzt sind, daß die Leser annehmen können, dieser habe die ganze Nachricht erfunden, nur um den Christlich-Sozialen zu schaden. Um jedoch auf einen andern Ausgang vorzubereiten, wird die Einführung obligatorischer Arbeitsbücher doch bezeichnet als „eine Maßregel, die, wenn sie wirklich geplant würde, nicht so schlimm

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten Deutsche Lesehalle Nr. 1.